

Schwestern und Brüder!

Der jüdische Schriftsteller und Shoa-Überlebende Elie Wiesel sprach einmal davon, dass die Tragödie des gläubigen Menschen viel größer sei als die Tragödie des Ungläubigen: Denn für den Ungläubigen endet das persönliche Problem mit Gott bereits damit, dass es dieses Problem für ihn ja eigentlich gar nicht gibt. Für den gläubigen Menschen hingegen endet das Problem mit Gott gerade nicht damit, dass er zum Glauben findet; vielmehr fängt die Problematik des Glaubens damit eigentlich erst an: Denn ein Glaubender, dem sein Glaube keine bloße Feiertagserbauung oder Vorwand für Weltflucht ist – nein, ein wirklich ernsthaft Glaubender muss unweigerlich von der Frage bestürmt werden: Wo inmitten dieser oft so leiderfüllten und gewalttätigen Welt verbirgt sich eigentlich der allmächtige und gerechte Gott? – Wer sich dieser Frage ernsthaft stellt, dem wird es mit seinem Glauben an Gott unerhört schwer – bis hin zur Verzweiflung.

Ein Beispiel solch verzweifelten Glaubens stellt uns die heutige Lesung aus dem Ersten Testament vor. Der Prophet Habakuk leidet gerade unter dem, was ihn zum Propheten macht: Er sieht – mit offenen Augen. Er sieht Not, Gewalt, Unterdrückung und Streit, und – er glaubt dabei. Er sagt nicht: In einer solchen Welt kann es keinen Gott geben. Nein, er fragt, fleht, schreit stattdessen nach Gott. Aber die Antwort, die er erhält, kann unmöglich beruhigen: „Halt aus, vertrau nur, bleib deinem Glauben treu! Einmal wird alles gut – irgendwann.“ Erneut wird der verzweifelt Glaubende nur zurückgeworfen auf das, was eigentlich sein Problem ist: auf sein Gottvertrauen.

Eine ähnlich unbefriedigende Antwort erhalten die Gefährten Jesu im heutigen Evangelium: Sie spüren offenbar die Schwierigkeiten des Glaubens und bitten deshalb: „Stärke unseren Glauben!“ – Die Antwort Jesu ist aber alles andere als das, was solcherart Bittende erhoffen: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, ...“ Das klingt weniger nach Stärkung denn als Vorwurf. Und dann noch dieses herbe Gleichnis von Herr und Knecht. – Als ob Jesus gar nicht zugehört hätte oder jedenfalls an der gestellten Frage vorbei redete! – Oder ist das etwa Absicht? Vielleicht will Jesus auf eine andere Fährte führen, heraus aus der Sackgasse, in welche die Fragenden möglicherweise geraten sind.

Tatsächlich, bei genauerer Betrachtung wird erkennbar, dass hier zwei grundverschiedene Auffassungen von Glauben aufeinandertreffen: Für die Gefährten Jesu scheint der Glaube eine quantifizierbare Größe zu sein, etwas, das halt stärker oder schwächer sein kann – je nachdem. Jesu spröde Antwort führt dagegen auf eine andere Ebene: Es scheint für ihn in der Frage des Glaubens kein mehr oder weniger zu geben, kein größer oder kleiner, stärker oder schwächer, sondern nur ein Entweder-Oder. Für Jesus gibt es keinen skalierbaren Glauben, sondern nur Ja oder Nein. Dieses seltsame Wort vom Glauben wie ein Senfkorn und dem Maulbeerbaum führt die Vorstellung eines quantifizierbaren Glaubens ja in der Tat ad absurdum. Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob ein Mensch überhaupt Gott zulässt – und zulässt, dass dieser sein Leben beeinflusst und vielleicht sogar völlig umkrepelt.

Auf diese Spur führt das nicht minder seltsame Gleichnis von Herr und Knecht, das ja nicht gerade sensibel auf unser modernes, demokratisch-egalitäres Menschenbild stößt; es entstammt ja auch einem mittlerweile überholten Gesellschaftsmodell. Dennoch behält es seine herbe Wahrheit: Zum einen spricht es von der Unmittelbarkeit, in der Herr und Knecht einander zugeordnet sind – so sehr, dass eigentlich keiner ohne den Anderen ist, was er ist: Der Knecht ist nur Knecht im Gegenüber seines Herrn, wie auch der Herr ohne den Knecht nicht Herr wäre. Eine mögliche Deutung: Der Mensch kann nur Mensch sein bzw. Mensch werden im Gegenüber Gottes – und umgekehrt. – Aber es gibt noch eine weitere Dimension in diesem Gleichnis von Herr und Knecht: Beide stehen einander zwar gegenüber und sind einander zugeordnet – aber nicht auf Augenhöhe. Das Gleichnis betont sogar auf äußerst unsympathische Weise das Gefälle in der Beziehung zwischen Herr und Knecht. Für die Frage des Glaubens könnte das bedeuten: Der Glaube an den Gott der Bibel besteht in einem Akt vollständiger Unterwerfung – so wie ein Knecht seinem Herrn unterworfen ist, unabhängig davon, ob der Herr sich jemals freundlich und dankbar zeigen wird oder nicht.

Unterwerfung meint hier natürlich keine Versklavung oder Selbstentmündigung, vielmehr rückhaltloses Sich-Anvertrauen, bedingungslose Anerkennung Gottes als Gott. Trotzdem: Diese Bedingungslosigkeit ist kein Schluck Wasser. Ein wirklich lebensprägender Glaube kennt kein Verhandeln mit Gott, kein Mehr oder Weniger, sondern nur Ja oder Nein. Glauben – das bedeutet, sich der Unmittelbarkeit einer Beziehung anvertrauen, deren anderer Part ein unendlich Größerer ist – ohne Klauseln, Vorbehalte oder Bedingungen.

Darin liegt nach Elie Wiesel eben die Tragödie des wahrhaft Gläubigen: dass er seinem Glauben immer und selbst da noch treu sein muss, wo ihm dieser Glaube zum Problem wird. Einmal mehr erweist sich der Glaube hier mehr als Wunde denn als Pflaster, Gott mehr als Frage denn als Antwort... Eine Zumutung – gewiss. Über allem aber: eine Verheißung – nicht mehr, aber auch nicht weniger.